



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

♀: Weingärtner, Wilhelm: Bart und Mantel.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Officiell ist über die Resultate der Sendung Willifens noch nichts bekannt geworden. Sollte es wahr sein, daß Preußen durch dieselbe in größere Abhängigkeit von dem Wohlwollen Oestreichs zu kommen beabsichtigt hatte, so würde uns ein Mißlingen derselben als Gewinn erscheinen.

Wie aber auch Oestreich und die aufgeregte Presse Süddeutschlands drängen mögen, dreierlei soll Preußens Regierung festhalten:

1) In dem gegenwärtigen Stadium der Verhandlungen darf Preußen und der Bund keinerlei Garantie der österreichisch-italienischen Lande übernehmen.

2) Preußen darf den Oberbefehl über das Bundesheer, diese chaotische Masse tüchtigen Materials nicht übernehmen, wenn ihm nicht zugleich die Leitung der diplomatischen Verhandlungen des Bundes mit den auswärtigen Staaten übertragen wird.

3) Preußens Hilfe wird um so wünschenswerther werden, je weniger sich dasselbe beflissen zeigt, seine Hilfe entgegenzutragen. Wenn Oestreich, wie es gedroht haben soll, in drei Wochen beim Bunde seine Anträge stellt, dann wird, so scheint uns, Preußens einfache bundesfreundliche Erklärung genügen, es könne die Aufstellung einer Bundesarmee am Rhein nur dann vornehmen und den übrigen Bundesmitgliedern gestatten, wenn ihm, Preußen, durch Uebertragung des Oberbefehls und der diplomatischen Verhandlungen die Bürgschaft gegeben werde, daß der Krieg einmüthig und energisch für deutsche Zwecke geführt werde. Für dieses Ziel wolle es selbst nicht drei, sondern neun Armeecorps und seine gesammten Kräfte einsetzen. Werde ihm diese Bürgschaft nicht gegeben, so werde es jede militärische Demonstration des Bundes am Rhein als ernste Gefahr für Deutschland und sich selbst betrachten, und dieselbe zu verhindern wissen. ♀

### Bart und Mantel.

Wer nicht bloß an einen historischen Christus, sondern auch ein historisches d. h. in Beziehung auf Dogma und Cultus sich allmählig entwickelndes Christenthum glaubt, wessen Geist nicht befangen, wessen Kopf nicht wirgenug ist, um Christenthum und Kirchenthum überhaupt und schlechthin schon für Einunddasselbe zu halten, weil der tagtägliche Gebrauch uns leider dazu zwingt, das eine ohne weiteres für das andre zu setzen, wer schließlich überhaupt noch fähig ist, den Theil vom Ganzen, den Zweig vom Stamm

zu sondern, dem wird manches Räthsel der modernen Zeit noch sich lösen, das der geistigen Demuth und dem geistlichen Hochmuth unserer Tage fast unlösbar geworden zu sein scheint. — Ich sehe sie förmlich bereits die Köpfe wiegen und zusammenstecken bei der Ueberschrift; was werden sie nun gar bei den Eingangsworten selbst denken und thun! Unbesorgt, ihr Herren, diesmal handelt es sich in der That nur um den Mantel und den Bart, welchen die bildende Kunst den Verkündern und den Vorläufern des Christenthums, seit sie sich die persönliche Darstellung überhaupt gestattet, beigelegt hat. Die wackern Künstler unsrer Tage, die Fastenprediger mit dem Pinsel statt mit dem Kreuze in der Hand, wie Goethe sie bezeichnete, sie haben die Apostel natürlich in keinem andern Costüm uns vorgeführt, als in dem eben geschilderten, in welchem wir sie bereits in den altchristlichen Kirchen Roms und den gleichzeitigen Bauwerken Ravennas im fünften Jahrhundert antreffen. Freilich von dem Typus der spätern Zeiten, dem auffallend verschiedenen Alter, den ziemlich feststehenden Physiognomien ist hier noch keine Rede und es bleibt selbst noch mehr als zweifelhaft, ob der Schlüssel in des Petrus, die Schriftrolle in des Paulus Hand, wie wir sie vereinzelt in einer ravennatischen Kirche antreffen, noch dieser frühen Zeit angehören, oder ob sie nicht vielleicht eine später eingeschmuggelte römische Zuthat zu den streng antik gehaltenen Gestalten sind. Bescheidenerweise beliebten die Verfertiger damals noch in Ermangelung der nöthigen Charakteristik und der erst später erfundenen Symbole der einzelnen Persönlichkeiten jedem Einzelnen der Apostel seinen Namen beizusetzen.

Die ältere Zeit, wie auch noch die eben besprochene, bedienten sich nebenbei als Symbol zur Bezeichnung der Apostel der Lämmer, wie ja auch ihr Herr und Meister unter diesem Bilde mit dem Kreuze oder der Fahne geschmückt dargestellt wurde. Als Lämmer finden wir sie besonders häufig in dem halbrunden Ausbau an der Hinterwand der altchristlichen Kirchen, welcher aus dem römischen Gotteshaus und dem antiken Grabtempel auch in den christlichen Tempel übergegangen war. Dem Opfer der christlichen Kirche, Christus selbst, durften selbstverständlich auch die Begleiter desselben nicht fehlen; auch sie waren ja nach den Begriffen der Zeit als Opfer für die Erlösung der Menschheit gefallen. Daher gebührte ihnen, wie Christus selbst, auch ein Ehrenplatz in der antiken Grabnische, der s. g. Apfiss der christlichen Kirche und zwar höchst bezeichnend unter dem Bilde des Opferlammes, so gut wie später dem Sarkophagartig gestalteten Altar mit dem Leib und Blut Christi auf, und den Gebeinen der Märtyrer innerhalb oder unterhalb desselben. Daher tragen die Apostel in der älteren Zeit bei ihrer persönlichen Darstellung auch nur Kronen oder Palmen in den Händen oder wandeln wenigstens unter Palmbäumen als Zeichen ihres Sieges über die Welt, denn als solchen wollen

Tertullian, Origenes und Cyprian das Märtyrertum angesehen wissen. Hin und wieder, wenn auch seltner, werden die Apostel wol auch als zwölf geschlossene Bücher neben Christus dargestellt.

Diese ältern Symbole treten in dem spätern Mittelalter mehr und mehr in den Hintergrund, je mehr die persönliche Darstellung die Oberhand gewinnt. In der Spätzeit des Mittelalters endlich werden die einzelnen Apostel durch das Alter und die angeblichen Marterwerkzeuge voneinander geschieden. Als feststehendes unveränderliches Abzeichen indeß verbleibt ihnen bei allen Völkern und zu allen Zeiten der Bart und der Mantel, so daß der symbolisirende Rhabannus Maurus bereits den ersteren allein schon als das Symbol der Apostel und der apostolischen Männer hinzustellen wagen darf, wie er wähnt, weil der Bart das Zeichen der kräftigsten Männlichkeit sei. Der Schatten des großen Mannes mag es uns zu Gute halten, wenn wir einen Streit um den Bart mit ihm anzuknüpfen wagen, so Gott will, soll es keiner um des Kaisers Bart werden!

Hat die römische Kirche das unschuldige Ding wegzuworfen und ihren Dienern zu verbieten nicht für zu geringfügig erachtet, warum sollen wir uns denn schämen, es wieder aufzuheben? Vielleicht entdecken wir hinter ihm einen charakteristischen Zug, an den die Kirche thörichterweise nur ungern erinnert wird. Die griechische Geistlichkeit hat bekanntlich den Bart fortgetragen; aber erst im funfzehnten Jahrhundert begegnet uns wieder in der abendländischen Kirche ein härtiger Geistlicher, jener bekannte Bessarion, ein Schüler des Philosophen Gemisthus Pleto, wie man behauptet der bedeutendste Gelehrte der griechischen Kirche, welcher, nachdem seine Bemühungen um die Wiedervereinigung der beiden feindlichen Kirchen trotz der gemeinsamen Kirchengefahr doch gescheitert waren, sein Vaterland verließ und zu hohen Würden in der römischen Kirche emporstieg. Unter den Päpsten aber war der kriegerische Julius der Zweite der Erste, welcher sich im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts den Bart wieder wachsen ließ. Ein katholischirender Schriftsteller unserer Tage scheint bei dieser Gelegenheit etwas Kirchenfeindliches herauszuwittern, denn er äußert in Beziehung auf Bessarion: „die Gelehrsamkeit des Cardinals war erstaunenswerth; auch der Philosophie war er lebhaft zugehan, doch nicht so,“ setzt er vorsichtig hinzu, „daß der Lehre des Christenthums dadurch Eintrag geschehen wäre.“ Daß doch das Ei immer klüger sein will, als die Henne! Als ob Christenthum und Philosophie überhaupt ihrem Wesen und ihrem Ursprung nach sich bereits feindlich gegenüberständen, wie etwa heutzutage die katholische Kirche und die natürliche Vernunft. Als ob es nicht vielmehr eine bekannte Thatsache wäre, daß das Christenthum im zweiten Jahrhundert im Gewande der griechischen Philosophie nicht nur sinnbildlich, sondern auch wörtlich und buchstäblich genommen aufgetreten ist.

Jener katholische Schriftsteller weiß auch sehr wohl, daß der Bart und der Mantel das Abzeichen der griechischen Philosophen war, denn er erkennt dieselben an der Figur des Bessarion und seines Lehrers Gemisthus Pletho auf Rafaels Disputa ohne weiteres als solches an, deren letzterer, nebenbei bemerkt, Stifter der Platonischen Akademie zu Florenz war. Wird er nun wol auch zugeben, daß das Costüm der Apostel und der apostolischen Väter, das natürlich auch auf die Gestalten des alten Testaments überging, nichts Anderes ist, als der griechische Philosophenbart und Philosophenmantel, oder sollen wir nach Art dieser fabelnden Symboliker vielleicht nur den Mantel christlicher Liebe darin sehen?

Gleich viel! Auf die Gefahr hin schon wieder etwas Kirchenfeindliches und Katholisches zu begehen, ziehen wir es vor, die Frage uns selbst zu beantworten. Jedenfalls sind wir dann sicher, nicht nach vorgefaßten Meinungen im Dienst der Kirche, sondern unbefangen nach der Lage der Dinge und im Dienst der Wissenschaft die Sache zu beurtheilen.

Das Pallium der griechischen Philosophen nahm Marcus Aurelius Philosophus, wie wir wissen, bereits als zwölfjähriger Knabe; den langen Philosophenbart aber trug kein römischer Kaiser vor dem gleichfalls philosophisch gebildeten Kaiser Hadrian. Diese beiden Thatsachen, meine ich, beweisen zur Genüge, daß diese Tracht in der römischen Kaiserzeit bereits eine ziemlich verbreitete, ja, daß das Philosophenpallium vielleicht bereits eine Art Ehrenkleid geworden war. Als solches wird es wenigstens von dem Geschichtschreiber der ravennatishen Bischöfe, Agnellus, um die Mitte des neunten Jahrhunderts angesehen und angeführt. Derselbe berichtet: Valentinian der Dritte hätte den Bischof Johannes Angeloptes von Ravenna so hoch verehrt, daß er vor demselben niedergefallen sei und ihm außer andern Geschenken vierzehn bischöfliche Kirchen in Flaminien und Aemilien übergeben, außerdem aber auch das Pallium, das kaiserliche Ehrenkleid zu tragen erlaubt habe. Wir wollen damit keineswegs gesagt haben, daß das Pallium der Philosophen auch schon in der frühern Zeit diese hohe Stellung eingenommen habe, die es erst in Byzanz erlangte; dagegen glauben wir allerdings diesen Umstand, bei dem überwiegenden Einfluß des Byzantinismus auf die bildende Kunst im Mittelalter, als den Grund ansehen zu müssen, weshalb diese Tracht den Aposteln und den apostolischen Vätern im Abendlande in einer Zeit unangefochten verblieben ist, wo die Kirche bereits eine besondere der heidnischen Priestertracht nachgeahmte Amtskleidung eingeführt hatte.

Als Eustathius, Bischof von Sebastia, den Philosophenmantel im Gegensatz zu der zur Zeit Konstantins etwa eingeführten Priesterkleidung wieder aufbringen wollte und deshalb auch andere zu solcher Demuth gleichfalls er-

mahnte, wurde er um deswillen von seinem eigenen Vater Eulalius, Bischof von Cäsarien, abgesetzt. Von Justin, dem Märtyrer, wird ausdrücklich berichtet, daß er den groben Philosophenmantel beibehielt und den Bart sich wachsen ließ, auch nachdem er Christ geworden war; das Gleiche gilt von Aristides: auch er behielt nach seinem Uebertritt die Tracht und Weise der Philosophen bei. Von Athenagoras wird dasselbe erzählt, von Hermias wenigstens vermuthet. Tertullian nahm nach seinem Uebergang zum Christenthum den Philosophenmantel sogar erst an. Dazu kommt, daß im dritten Jahrhundert mehre als Asketen auftraten, deren Erscheinung, wie wir aus Tertullians Schrift „vom Pallium“ wissen, große Aehnlichkeit mit der der Philosophen hatte. Nicht grade wunderbar, finde ich! Gab es doch auch unter den damaligen Philosophen, den Neuplatonikern, bereits zahlreiche und eifrige Asketen, welche der Ehe, der Gesellschaft, des Eigenthums, selbst der Fleischspeisen sich zur möglichsten Ertödtung der Sinnlichkeit enthielten.

Ich sehe daher in der philosophischen Tracht der apostolischen Väter und Asketen etwa nichts Besonderes, Auffallendes und absichtlich Gesuchtes, sondern ich sehe in ihr nur etwas Selbstverständliches und Natürliches, was dem Wesen des Christenthums und der Christen jener Tage sehr wohl ansteht, von denen der unbekannte Apologet und Verfasser des Briefes an den Diognet speciell berichtet: „sie unterscheiden sich weder durch ein besonderes Vaterland, noch durch eine besondere Sprache, noch durch eine eigenthümliche Volkssitte von den übrigen Menschen. Sie wohnen in griechischen und barbarischen Städten, wohin jeden das Schicksal führt, indem sie der Landessitte in der Wahl der Kleidung und der Speisen, so wie der übrigen Lebensart folgen.“

Ehe ich nun ausführlich nachweise, wie die Tracht hier mit der Haltung und dem Wesen dieser Verbreiter und Vertheidiger der christlichen Lehre und somit dem Christenthum der ersten beiden Jahrhunderte selbst übereinstimmt, gestatte man mir noch eine Fabel zu berichten, weil dieselbe jedenfalls zur Genüge beweist, daß die spätere Zeit auch die Apostel selbst sich nicht anders vorgestellt hat, als in der Tracht der genannten Apologeten des zweiten und dritten Jahrhunderts. Agnellus, jener schon erwähnte Geschichtschreiber, berichtet: Bischof Maximianus von Ravenna hätte für die Basilika des h. Andreas sich den Leichnam dieses Apostels aus Byzanz erbeten. Da Kaiser Justinian nun diese Bitte ihm abgeschlagen hätte, so habe er gefleht: man möge ihm doch erlauben, wenigstens eine Nacht an der Leiche des Heiligen zu durchwachen. Da man ihm dies ohne Bedenken gestattet habe, so sei es über ihn gekommen, er wisse selbst nicht wie, und er habe, um doch wenigstens eine Reliquie von dem Apostel nach Ravenna zu bringen, dem heiligen Manne den Bart abgeschnitten. Agnellus bedauert dabei nur, daß der Diebstahl der ganzen Leiche unmöglich gewesen sei.

Wir wollen nun genauer zusehen, wie die Vertreter des Christenthums in der vorkonstantinischen Zeit grade zu dem Abzeichen der Philosophen gekommen sind. — Wer von der Kirche einseitigerweise nichts weiter kennt oder böswilligerweise nichts weiter kennen will als die hochgepriesene Zeit des Mittelalters, und wer daher allen Wust derselben noch dazu mit dem Heiligenschein der Wissenschaft uns wieder aufdrängen will, dem muß freilich auch die äußerliche Verbindung von Christenthum und Philosophie bereits bedenklich erscheinen und er wird daher wie über einen wunden Fleck rasch über dieselbe hinwegfahren. Was heut stattfindet, existirte in früheren Jahrhunderten noch nicht.

Die im neunten Jahrhundert geschriebene Chronik des Abtes Regino von Prüm beginnt noch mit den Worten: „dem an Geist hervorragendsten und im Studium der gesammten Philosophie vielfältig ausgezeichneten Herrn Bischof Adalbero sendet Regino“ u. s. w. und ebendieselbe Chronik bemerkt tadelnd noch von dem Bischof Walthar, daß er seinen Vorgängern in den Sitten, in der Religion, wie dem Studium der Philosophie weit nachgestanden habe. Ebenso wird in dem demselben Jahrhundert angehörigen Leben Rimberts mit Hindeutung auf einen Ausspruch Platos „die Betrachtung des Todes“ als das Endziel aller Weisheit und „die erste Aufgabe der Philosophie“ angesehen. Leider indeß sollte es bald genug anders werden. Die Vernunft, welche die Kirchenväter noch als eine von Gott gegebene Kraft gelten ließen, deren sie sich zur Erforschung der göttlichen Geheimnisse ungeschont bedienten und die selbst im achten Jahrhundert noch Abt Fredegis über den bloßen Autoritätsglauben setzen durfte, wird bereits im neunten Jahrhundert der Autorität der Kirchenväter unterstellt. Das Concil zu Lyon machte es dem Johannes Skotus und seinen Anhängern bereits zum Vorwurf, daß sie „Gründen menschlicher und philosophischer Weisheit mehr trauten, als den Aussprüchen der Väter.“ Hier stehen wir also an der Grenze, wo die gesunde Vernunft, die wahre Philosophie und die Kirche sich trennen. Wer wird dem System mittelalterlicher Spitzfindigkeiten noch den Ehrentitel der Philosophie zugestehn! Ich will mich auf die Phrasen über die natürliche Verwandtschaft der Philosophie, der Religion und der Kunst hier nicht näher einlassen. Unsere Zeit ist reich an solchen feingewebten Producten der Feigheit und der Heuchelei, welche den Kern verhüllen oder doch höchstens hindurchschimmern lassen, etwa wie die s. g. naß angelegten Gewänder der Alten die natürliche Körperform. Eine derselben aber will ich doch wenigstens anführen, weil darin von ihrem Urheber, einem geschickten Taschenspieler gleich, da wo es zum Klappen kommt, die Wissenschaft für die Philosophie eingeschmuggelt wird, offenbar nur um den Namen zu vermeiden und sich einen scheelen Blick von seinen Kirchenoberen zu ersparen. Die schön klingenden Worte lauten: „die Philosophie ist die Erkenntniß des inneren Lebens, die Religion

erweckt das innere Leben und stellt dasselbe wieder her, die Kunst ist die Darstellung des inneren Lebens und hier zeigt sich die innere Verwandtschaft von Wissenschaft(!), von Religion und Kunst. (Rafaels Disputa. Düsseldorf. 1859. S. 4.)

Die Väter drückten diesen Gedanken einfacher und ehrlicher, wie wir meinen, so aus. Justinus Martyr sagt: „Alle, die der Vernunft gemäß gelebt haben, sind Christen, auch wenn sie für Atheisten galten, wie unter den Hellenen Sokrates und Heraklit und die ihnen Ebenbürtigen.“ Minuccius Felix variiert dieses Thema nur, wenn er behauptet: „entweder müßten die Christen Philosophen oder die Philosophen Christen gewesen sein.“ Athenagoras weist in seiner am Ende des zweiten Jahrhunderts abgefaßten Schutzschrift besonders darauf hin: daß griechische Weltweise längst vor den Christen auf christliche Weise von Gott und den göttlichen Dingen gelehrt hätten. Clemens von Alexandrien in den Stromata stellt die christliche Lehre als „die erhabenste und vollkommenste Philosophie“ dar. Justinus Martyr argumentirt folgendermaßen: „der in Christus erschienene Logos, die in ihm offenbar gewordene Gotteskraft, habe auch in den Weisen der griechischen Welt, in einem Sokrates namentlich, gewaltet.“ Melito, Bischof von Sardes, bezeichnet in einem uns durch Eusebius erhaltenen Fragment das Christenthum gradezu als „die neue Philosophie“. Am allerweitesten ging in dieser Hinsicht aber die gnostisch-kirchliche Sekte der Karpokratianer. Sie stellte die Bilder des Plato, Aristoteles und des Pythagoras in ihren Versammlungsortern neben dem des Heilandes selbst auf. Der Kampf der Apologeten gegen die Philosophie beschränkt sich, wo derselbe überhaupt stattgefunden hat, auf eine Zusammenstellung widersprechender Lehrsätze und das Resultat ist: man brauche noch zuverlässigere Führer, nämlich die miteinander übereinstimmenden vom göttlichen Geist erleuchteten Propheten und Apostel.

Umgekehrt ist aber auch von feindlicher Seite, wie von den im Kampf neutral Gebliebenen, das Christenthum nur als eine neue Philosophie angesehen und behandelt worden. Der Spötter Lucian, der trotz seiner Geringschätzung der antiken Religionsvorstellung nichts weniger als ein Freund des Christenthums war, sieht in dem Stifter dieser neuen Mysterien nur einen gekreuzigten Sophisten, und aus Origenes wissen wir, daß Celsus, einer der Apologeten des Heidenthums, den Christen den Vorwurf machte: „Alles Wahre und Gute, das ihr besitzt, ist längst unser Eigenthum; das alles haben die griechischen Philosophen, namentlich Plato, besser und würdiger gelehrt, nur nicht in dem drohenden und befehlenden Tone eurer heiligen Bücher.“ Wir sehen also Einigkeit in diesem Punkte bei Freund und Feind; was die Einen suchen und erstreben, dasbürden die Andern ihnen freiwillig auf. Als eine Volksphilosophie, wenn der Ausdruck erlaubt ist, stellt auch Tatian das Chri-

stenthum dar, wenn er den Gegnern vorhält: „bei uns lernen nicht nur die Reichen (wie in den griechischen Philosophenschulen nämlich), sondern auch die Armen Weisheit und genießen umsonst der heilsamen Lehre.“ Erst der Letzte und zugleich Unbedeutendste der Apologeten, Theophilus, obwol er noch viel und mancherlei von den griechischen Dichtern und Weltweisen zu sagen hat, verräth bereits eine gewisse Abneigung gegen sie; doch erst Hermias, von dem es überhaupt unsicher sein soll, ob er noch dieser Zeit angehört, hat sich das Thema: „alle Philosophie ist unsicher“ zum Gegenstand einer besondern Schrift gewählt, die im Uebrigen nicht weniger Witz und Laune als Kenntniß von der Geschichte dieser Wissenschaft verrathen soll.

Woher, fragen wir erst jetzt weiter, diese offene, von beiden Seiten anerkannte Zusammenstellung des Christenthums und der Philosophie im zweiten Jahrhundert nach dem Auftreten des ersteren? Was ist der Grund dieser Erscheinung und was kann die Väter bewogen haben, das Christenthum und sich selbst in das Gewand der Philosophie zu kleiden? In letzterer Beziehung will ich nur auf die Verwandtschaft in der Darstellung und der Schreibweise im Vorbeigehen hingewiesen haben. Dahin gehört beispielsweise die dialogische Form, in welche Minuccius Felix nach dem Muster der Schriften Ciceros seinen Octavius und Justinus nach dem Platos sein Gespräch mit dem Juden Tryphon eingekleidet hat oder die drei Schriften des Clemens von Alexandrien, der Protrepticus, der Pädagogos und die Stromata, in welchen ihr Verfasser, die Weise der Pythagoräer und Mystagogen seiner Zeit nachahmend, seine Leser stufenweise zum Ziel führt, um durch die erste sie zu reinigen, durch die zweite sie einzuweihen, durch die dritte ihnen den Zugang zu allen Geheimnissen zu eröffnen. Dieser gegenseitige Anschluß ist meiner Meinung nach gleichsam eine Erbverbrüderung. Der gemeinsame Kampf gegen das verkommene Heidenthum hat auf dem Schlachtfeld des Geistes die Streiter zusammengeführt. Die Philosophie ist der Johannes gewesen, welcher dem Christenthum den Weg geebnet und gebahnt hat.

Gleichviel ob sie mit den Waffen des Witzes und des Spottes, ob sie mit dialektischer Verstandesschärfe, ob sie schonend ob schonungslos die alten Götter und ihre Mythen zu Boden schlug. Der heidnische Pöbel hat damals wie heut der christliche jeden angegeifert, der um des Alters willen nicht an das Alte glaubte, der den Wahn vom Glauben, den Gott vom Gözen zu scheiden sich unterfing. Verbannung, Tod, Verbrennung ihrer Schriften, das war der Lohn der Philosophen der alten Welt und ihre Ehrennamen, Gottesleugner, Atheisten, Religionsverächter, sind von ihnen nur auf die christlichen Apologeten übertragen worden, welche sich ungeschert ihrer Argumente im Kampf gegen das Heidenthum bedienten. Hatte so schon die bloße Negation des Vorhandenen die Christen zu einem Bund mit den Weisen der alten Welt

gleichsam gezwungen, so mußten sie durch die bereits gewonnenen positiven Resultate der Philosophie vollends veranlaßt werden, sich in die Form und Haltung der Zeitphilosophie zu schicken. Schon der Pythagoreismus und noch bei weitem mehr der durch Sokrates Weisheit und des Anaxagoras Speculation vorbereitete Platonismus war Religions-, war Sittenlehre im höchsten Sinne des Wortes. Die erhabensten Ideen der Vernunft, die Idee Gottes, eines vollkommen ewigen und unvergänglichen, weisen und heiligen Gottes, die Idee des die rohe Materie ordnenden und bildenden Geistes, die Idee der Unsterblichkeit als Vergeltung und Vollendung, die Idee der Verwandtschaft des Menschen mit Gott durch das aus ihm stammende Sittengesetz und der Annäherung an ihn durch Heiligkeit und Frömmigkeit fanden Eingang in die griechische Welt durch den Platonismus. Hoch erhaben über den Glauben des Volks war die Sokratische Moral, war die Platonische Theologie. Nachdem der mehr negirende Epikureismus und der geduldige, lammfromme Stoicismus wieder zurückgetreten waren, erschienen Männer wie Plutarch, Maximus Tyrius und Apulejus, die den Unglauben ihrer Zeit zu bekämpfen und an seiner Statt neue philosophische Ideen zu begründen und zu entwickeln versuchten. Weniger bezweckten dieselben eine Restauration als eine Reformation der bestehenden Religionsbegriffe. Sie waren Feinde der anthropomorphischen Vorstellungen von den Göttern; sie dachten sich ihre Gottheit unsinnlich, unsündig und unvergänglich, glaubten an die Unsterblichkeit und an die sittliche Bestimmung des Menschen. Der Aberglaube schien ihnen ein noch größeres Uebel als der Unglaube.

Noch enger wurde die Verwandtschaft zwischen den Christlichen und den philosophischen Lehrsätzen durch das Auftreten des Neuplatonismus. Es ist in der That schwer zu bestimmen, ob dieser dem Christenthum, oder das Christenthum ihm mehr zu verdanken hat. Der Neuplatonismus war eine Art der Philosophie, die bereits an der äußersten Grenze derselben angelangt war. Sie begünstigte bereits den Glauben an höhere Offenbarungen. Nach ihr enthielt die Philosophie ihre Principe von der Vernunft, die Vernunft aber durch Erleuchtung von oben. Ich sollte denken, die Verfechter des Christenthums, das ausgesprochenerweise nach keiner besondern Sprache, keiner eigenthümlichen Volkssitte trachtete und der Landessitte selbst in der Wahl der Kleidung folgen wollte, wurde so schon von selbst auf die Tracht der Philosophen, deren Characteristicum eben Bart und Mantel war, hingewiesen, ganz abgesehen davon, daß grade die geistvollsten und gediegensten Vorkämpfer desselben, die Apologeten des zweiten Jahrhunderts nicht nur in der griechischen Philosophie, wie wir wissen, gebildet waren, sondern sogar meistens ihre Schulen der Reihe nach durchgemacht und ihren Uebergang zum

der Vorlesung die Schriften zu einem Buche mit dem Titel der alten Welt

Christenthum erst aus dem Platonismus genommen hatten, den sie dann selbst in seinen äußern Sitten in dasselbe hinüberbrachten.

Ganz besonders gilt dies von Justin, dem Märtyrer, der von einer philosophischen Schule zu der andern sich wandte, bis er durch die Platoniker sich befriedigt fühlte. Die Richtung, welche der Platonismus ihm gab, bereitete seinen Uebertritt vor. Aehnlich wenigstens verhält es sich mit seinem Schüler Tatian, der das Christenthum im Geist und im Sinne der morgenländischen Philosophie aufgefaßt und selbst eine gnostische Sekte gestiftet hat. Der Lehrer des Origenes war Ammonius Sakkas, der Stifter der Neuplatonischen Schule. Athenagoras wird in der Aufschrift seiner beiden Werke ein atheniensischer Philosoph genannt. Einer der ersten Vorkämpfer der christlichen Lehre war der atheniensische Philosoph Aristides, der schon unter Hadrian als Apologet des Christenthums auftrat. Endlich mag hier auch noch die Nachricht des Eusebius, daß viele Philosophen dem Clemens von Alexandrien und dem Origenes ihre Schriften gewidmet und gleichsam wie ihren Lehrern übersendet hätten, eine Stelle finden.

Diese enge Verbindung von Philosophie und Christenthum, wie wir sie in den beiden ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nachgewiesen haben, um den Philosophenbart und den Philosophenmantel an den Gestalten der Apostel zu erklären, die aus den Traditionen der römischen Kirche und ihrer spätern Anordnung historisch bereits unerklärbar geworden sind, erläutert noch bedeutend wichtigere Dinge, als die sind, die wir soeben ins rechte Licht gesetzt haben. Einen geistreichen Beitrag hat in dieser Hinsicht Zeller in dem ersten Hest der Sybelschen historischen Zeitschrift geliefert, indem er nachgewiesen hat, daß selbst das Platonische Staatsideal auf die allmälige Gestaltung der mittelalterlichen Welt nicht einflußlos gewesen ist. Platos Staat ist eine Darstellung und ein Hilfsmittel der Sittlichkeit; seine höchste Aufgabe aber ist: seine Bürger zur Tugend und dadurch zur Glückseligkeit zu erziehen, ihren Sinn und ihr Auge einer höheren geistigen Welt zuzuwenden, welche sich als der Gipfel alles menschlichen Strebens darstellt. Wer mag leugnen, daß dieser Platonische Staat dem christlichen, „dem Reiche Gottes“, dessen irdische Erscheinung die christliche Kirche sein will, nahe genug steht? Der geistigen Herrschaft der Philosophen im Platonischen Staat entspricht die geistliche der Priester im Mittelalter. Die vollziehende Macht der Krieger Platos ist die der mittelalterlichen Ritter. Der Lehr-, Wehr- und Nährstand des Mittelalters wird im Platonischen Staat durch die Philosophen, die Krieger und die Handwerker vertreten. Gütergemeinschaft wünscht Plato dem Staate als das höchste Gut und auch der christlichen Kirche hat sie nicht nur in der ältesten Zeit als Ideal vorgeschwebt, sondern ist in ihr auch später noch als Entfagung und frei-

willige Armuth sichtbar: in den Bettelorden tritt sie unter der Form gemeinschaftlichen Besitzes auf.

Ich füge hinzu, was den Kunsthistoriker am nächsten angeht und Zeller übersehen hat: die Abneigung der ältesten christlichen Kirche vor Konstantin gegen die Kunst. Plato verstieß die Künstler aus seinem Staate; die Kirchenväter verstießen dieselben sammt ihrer Kunst aus der Kirche. Tertullian eifert gegen Bildner als gegen Leute, welche ein schändliches Gewerbe treiben und einem Maler wirft er vor, daß er das Gesetz Gottes durch die Kunst entweiche. Clemens von Alexandrien warnt ebenso eindringlich vor dem Gebrauch der Bilder. „Wir müssen,“ sagt er, „nicht an dem Sinnlichen kleben, sondern uns zum Geistigen erheben; die Gewohnheit des täglichen Anblicks entweicht die Würde des Göttlichen. Das geistige Wesen durch irdischen Stoff ehren wollen, heißt dasselbe durch Sinnlichkeit entwürdigen.“ Origenes hält die Zulassung von Bildnern und Malern in christlichen Gemeinden gradezu für verboten. Auf die rohe Execution dieser Grundsätze im Bilderkrieg endlich will ich nur hingedeutet haben.

Im Uebrigen überlasse ich es den frommen Leuten, die nur eine sogenannte christliche Kunst anerkennen und nur von ihr als der einzig wahren Kunst reden und daher in ihr auch hinlänglich bewandert sein müssen, mir nachzuweisen, daß die eben angeführten Leute, welche diese Grundsätze ausgesprochen haben, nicht von Haus aus griechische Philosophen, nicht in der Platonischen Schule gebildet waren, daß ferner die Weise, in der sie ihre Grundsätze verfochten, nicht auf Platonischen Argumenten basirt ist, sondern daß dieser Kunsthaß des Christenthumes, wie sie vermeinen, lediglich aus der Abneigung des Judenthums gegen bildliche Darstellungen hervorgegangen ist. Der Einfluß der Judenchristen war in dieser Zeit bereits gleich Null, während der Einfluß der Neuplatoniker von Tag zu Tag durch die gegenseitige Annäherung stieg. Plotin, der Neuplatoniker, verschmähte es sich abbilden zu lassen, weil es schon genug sei, die menschliche Gestalt zu tragen und es sich nicht zieme, von dem nichtigen Bilde ein anderes zu machen.

Die Kunst galt den Platonikern und den christlichen Apologeten jener Zeit als das, was sie in der Spätzeit des Alterthums wirklich geworden war, als eine bloße Dienerin der Sinnlichkeit. Die Gedankentiefe und Gefühlsfülle der modernen Kunst, die wir ihr im Gegensatz zur Antike, wenn auch oft einseitig genug nachrühmen, ist nicht bloß ein Product des Christenthums, sondern jener ganzen unwiderstehlichen Zeitrichtung, welche dem Christenthum erst Form und Gestalt gegeben hat. Die katholische Kirche hat das Verdienst, in dieser Hinsicht nicht das Wort der einzelnen Vertreter jener Richtung, sondern den Geist ihres Strebens im Allgemeinen erfaßt und ihm die richtige Wendung gegeben zu haben. Sie hat daher die Kunst in ihren Dienst genommen,

hat, statt wie jene Menschen des abstracten Gedankens sie zu verstoßen, sie wieder vergeistigt. Daher erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß die moderne Kunst im Gegensatz zur antiken mit der Ausbildung des Kopfes und der Gesichtszüge, dem Sitz der Gedanken und dem Spiegel der Seele, anhebt, während bei den älteren Gebilden der griechischen Kunst der Körper fast vollkommen entwickelt ist, die Gesichtszüge dagegen noch starr und leblos sind. Nur hätten unsere Kunsthistoriker nicht gänzlich vergessen und übersehen sollen, daß die antike Kunst von unten nach oben abgestorben ist. Ein Blick in die letzten Tafeln von Bartolys Peint. ant. hätte sie davon zur Genüge überzeugen können. Auch das war eine Folge jener Zeitrichtung, die vom Sinnlichen, dem Körper, sich ab und dem Geistigen sich zukehrte. Die Hauptvertreterin jener Richtung wurde schließlich die christliche Religion, welche die Erbschaft der antiken Welt antrat. Insofern ist die Religion auch in der modernen Zeit die Mutter der Künste geworden.

Aber so gut ein Kind aus dem Schoß der Mutter in das bewegte Leben hinaustreten muß, wenn es kein schwächliches Muttersöhnchen bleiben, sondern ein Mann werden soll im vollen Sinne des Wortes, so muß auch die Kunst mit der Zeit aus dem Schoß der Religion in das bewegte Leben und Treiben der Welt hinaus, muß jenen wunderbaren Bund mit der Sinnlichkeit eingehen, auf dem im menschlichen Leben alle Fortpflanzung beruht. Narren aber mögen mit der Vorsehung grollen, daß sie grade aus diesem süßen Nausch die Keime neuen Lebens hervorsprießen läßt, deren Zeitigung sie alsdann wieder höheren und geistigeren Interessen anvertraut.

Wilhelm Weingärtner.

### Der 8. Februar 1849 in Florenz.

Bilder italienischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomie Italiens und seiner Bewohner von Otto Speyer. 2. Bd., Berlin, Mittler und Sohn. —

Der zweite Band dieses reizend geschriebenen Buchs enthält die Bilder aus Rom, Neapel und Sicilien; durchweg in den frischesten Farben und auf ernstesten Studien beruhend. Als Anhang ist eine Skizze der italienischen Revolution von 1849 gegeben, von der wir hier die wesentlichsten Züge mit-